

Die Zeitschrift

Nr. 22

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Frau Maag setzte sich Martin gegenüber und schob die Lampe ein wenig beiseite, so daß sie ihn voll ins Gesicht sehen konnte. Das tat sie denn auch, obwohl sie fühlen mußte, wie ihre langen Blicke sein Denken erschwerten.

„Es ist mir noch nirgends so gut ergangen wie hier. Wenn's nur recht lang' anhält!“ Er versuchte zu lächeln, sie anzusehen, doch war's ihm leichter geworden, ins nackte Sonnenlicht zu blicken. Wenn er nur geahnt hätte — wenn

er nur nur alles in der Welt gewußt hätte, ob sie seinen Seelenzustand erriet! Was sie dachte! Was sie vorhatte! Es war ja doch so befremdend unwahrscheinlich, daß er sich in dieser stillen, nächtlichen Stunde bei ihr zu Gast befand.



Dorfjugend. Von B. Genzmer.

„Mein Mann meint überhaupt, Sie müßten eigentlich ganz bei uns wohnen, Herr Vink, weil doch alles so unbestimmt ist mit den Geschäftsgängen. So fehlen Sie ihm manchmal schon in aller Frühe, dann wieder um die Mittagszeit, und für beide Teile wär's ja viel bequemer, wenn Sie hier wohnen. Was meinen Sie?“

„Allerdings, ich dachte auch schon... Wenn es sich machen ließe... ich bin natürlich mit Freuden bereit, und ich danke Ihnen,“ stammelte er tief erschrocken.

Ja, wie kam das nur? Hatte sich sein Geschick ganz und gar in den Willen dieser Frau begeben? Eben erst war sein Wunsch erwacht, und schon nahte die Erfüllung. Aber er hätte wissen mögen, was sich hinter ihrer steten Gelassenheit und Ruhe verbarg, denn daß diese nicht ganz natürlich war, verriet ihm irgendeine heimliche Ausstrahlung.

Als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen, ließ sie nicht ab mit ihren Blicken. Sie hatte das Foulard abgelegt. Der stark ausgebildete weiße Hals schien eine eigene Leuchtkraft zu besitzen.

An dieses schmelzende, nur von leisen Puffen und in der Bewegung von lieblich wechselnden Linien belebte Fleisch klammerte sich sein Blick, wenn er den ihrigen nicht mehr ertrug.

Sie sprach mit einigem Eifer weiter.

„Fehlen dürfte Ihnen nichts. Das Zimmer lasse ich Ihnen recht hübsch einrichten. Essen können Sie unten oder bei uns da oben, wie Sie wollen. Und stören wird Sie niemand, wenn Sie diese Stube gern haben. Mein Mann ist, wie Sie wissen, fast nie zu Hause, ich bin den ganzen Tag in der Wirtschaft, und meine Tochter, die jetzt im Welschland ist — wenn die dann wieder heimkommt, so... ich denke deswegen —“ Sie stockte, als sei sie plötzlich auf große Bedenken gestoßen.

In der Befürchtung, sie möchte sich doch noch anders besinnen, sagte er schnell und innig: „Ich würde natürlich keine Beschwerden verursachen.“

Allmählich löste eine fliehende Weichheit der Resignation die widerstrebenden Unruhegefühle auf, und auch das Bewußtsein der physischen Spannkraft verlor sich gänzlich. Er gehörte sich nicht mehr an, alles, was sein war, stahl sich hinüber. Und doch — es war ein von Nimmernissen und Nöten völlig freies, leise atmendes Glück, die Stimmung wohligen Geborgenseins. Worte quollen an seine Lippen, noch nie ausgesprochene, nie vernommene, von denen er wähnte, sie seien ihm eben eingehaucht worden. Allein das schnelle Erleben, Aufeinanderfolgen von Gesichten und Eindrücken hatte Tränen in seine von verhaltenem Feuer geröteten Augen getrieben.

Gewahrte Frau Klara dieses schillernde Aufleuchten? Versonnen ging sie hinaus, mit der einfachen Bedeutung: „Ich hole den Wein.“

Diese eine nächtliche Viertelstunde deutete Martin mehr wahrhaft Erlebtes zu bergen, als seine besten Jahre des Hoffens und Ringens zusammen genommen.

Nun war er also hier zu Hause — in diesem Ueberfluß von Blumen und Wohllichkeit, wo schöne Frauenhände schalteten, wo alles nur auf ihn gewartet zu haben schien. Die Nelken und Geranien nickten ihm zu: „Labe Dich!“ — der Divan breitete weiche Arme aus, die Lampe blinzelte zutraulich durch ihren Schirm von grüner Seide, der schwere Teppich flößte ihm Wärme ein. — Aber bald zog die Furcht, die Sehnsucht, das schwüle, schmachthende Verlangen wieder ein in die junge Brust. Warum und woher es kam, davon begriff Martin nichts. Das aber wußte er: nur sie, in ihrer siegreichen, prangenden Reife, nur dieses vollendete Weib konnte ihm Befreiung schaffen von seinem verzückten, schmerzlichen Garm. Und als die reine Herzensglut alle Zweifel und Grauen verzehrt hatte,

trug das heftig wallende Blut die heimliche Votschaft durch die bebenden Adern mit immer wilderer Kraft, und seine Arme dehnten sich wie bei einer heißen Umarmung.

Wenn das, was er jetzt erhoffte, ein Vergehen war, so wollte er's mit Wonne auf sich nehmen.

Frau Maag war wieder eingetreten.

Aus einer Kanne von getriebenem Kupfer goß sie den dampfenden, aromatischen Wein.

„Sie müssen ihn trinken, so heiß wie er ist,“ bedeutete sie mit frauenhafter Wichtigkeit. Die Begehrte stand so nahe bei ihm, daß ihre Knie sich berührten.

Er faßte schweigend den vollen Becher, und sie sah ihm lächelnd zu, wie er den Wein — den Zaubertrank aus den Sagenbüchern — gierig schlürfte. Sie sah, wie das Rot in sein Antlitz wellte und — wie seine Hände zitterten.

„Frieren Sie noch?“ fragte sie dann besorgt und faßte seine Hand. „Aber... die ist ja fieberheiß. Was fehlt Ihnen nur?“

Den Zustand aus seinen Augen zu erkunden, beugte sie sich, die Hand festhaltend, ein wenig näher.

Ein erstarrtes Kinderlächeln ruhte gleich einer Erinnerung in seinen Zügen. Ihm sagte sein Herz, daß die Erfüllung nahe sei. „Ein Wörtchen nur, gestehe Dein Verlangen!“

Aber Frau Klara betrachtete ihn schon, wie man ein Geschenk zum erstenmal betrachtet, mit der lautlosen Frage: „Also das... das soll mein sein... mir angehören?“

Und so war's nur noch eine stumme, ergreifende Bewegung, ein Zusammenklammern aller Nerven: er lag aufschluchzend, wie um Verzeihung bittend, an ihrer stürmischen Brust.

Tiefgerührt nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn, unter Tränen lächelnd, auf die frischen Lippen.

4.

Spärlich floß das Licht durch die gelben Gardinen, mit denen die Fenster verhängt waren, in den dunkel gehaltenen Schlafraum und über die Rinnen des Bettes, darin Martin Vink dem Tag entgegentwachte. Die Sehnerben belebten sich zuerst; sie sogten das Licht durch die Wimpern ein, so daß sie es als eine rote, drohende Glut empfanden. Die Muskulatur setzte sich langsam, schmerzlich in Bewegung. Unter einem langen Atemzug dehnte sich der Brustkorb und fiel wieder ein. Die Lider hoben sich. Martin wachte auf, todmüde, und erinnerte sich sogleich, daß die Tochter des Hauses auf den heutigen Tag ihre Heimkehr angekündigt hatte, am Vorabend durch ein Telegramm, wonach er bis tief in den Morgen hinein schlaflos lag in selbstgeschaffener Pein und Verzweiflung.

Sein Glück lag in den letzten Zügen, — wie er sich bekannte. Wenn er das Kind, von dem man erzählte, daß es ein lebenswürdiges, schönes Mädchen sei, hineinversetzte in seine Sphäre, die kindlichen Gefühlskräfte walten ließ, so mußte er sich freilich sagen: ich habe kein Heimatrecht mehr im Herzen der schönen Frau, in ihren sanft und selig lastenden Armen. Und jedesmal, wenn er ganz durchdrungen war von dieser trotzigen, eigenmächtigen Entsagung, dann schüttelten ihn die Schauer des Glücks, weckten sie das schmerzliche Heimweh nach den ungelebten Seligkeiten, um die er jetzt erbarmungslos betrogen wurde.

Als Martin, angekleidet, sich anschickte, sein Zimmer zu verlassen, hatten sich diese Empfindungen vereint zu einer unüberwindlichen Traurigkeit, die ihm sein Leben plötzlich ohne Verlockungen erscheinen ließ, ohne Sinn und Inhalt. Die Sentimentalität überwältigte ihn und warf ihn laut schluchzend auf die Kissen zurück.

In seinem Troß faßte er endlich den schönen Entschluß, fortan nur noch dem Erwerb von

Reichtümern zu leben, — brutal und zynisch wie sein Herr und Meister. Dabei erinnerte er sich seiner guten armen Mutter; es war ihm eine ungeheure Genugtuung, zu denken, daß sie nun bald im schönsten Ueberfluß hansen könne.

Von einem ungewohnten Stimmenlärm im Korridor angelockt, trat er hinaus. An der Schwelle von Maags Schlafzimmer stand die alte Köchin, wie es schien, völlig übernommen von einem Schreckensanblick, unfähig, über die Schwelle zu treten.

„Scher Dich doch ins Nest, Du Saufbold; auf, vorwärts!“ schallte es Martin entgegen. Es war Frau Klaras halb weinerliche, halb zornige Stimme.

Schnell ging er darauf zu und erschraf so sehr vor dem, was er zu sehen bekam, daß ihm ein Ausruf des Erstaunens in der Kehle ersticke.

Das Zimmer glich einem Mäuschfang, war am Boden, an der Decke, den Möbeln und was sonst eine Fläche bot, dicht mit Muß bedeckt. Dünne Fädchen baumelten am Plafond, auf dem Fußboden waren Klaras Tritte deutlich abgezeichnet. Am äußersten Tischrand stand die Lampe, schwarz wie ein Schlot.

Maag lag angekleidet auf dem Sofa, beinahe unkenntlich, ähulich einem Schornsteinfeger, schunterigen Gesichts, feuchenden Atems, die Lippen weit geöffnet, mit schwärzlichen Zähnen. Gleich vor Born, mühte sich Klara, den schweren, schlaftrunkenen Körper aufzurichten. Umsonst, — er fiel immer wieder zurück mit einem unheimlichen Wehzen und Brungen. Der Ekel graute wie ein zweites Gesicht in Klaras Antlitz. Die Magd machte sich sprachlos am staubbedeckten Bett zu schaffen. Offenbar hatte sie die späte Ankunft Maags nicht abgewartet, wie es sonst ihre Gewohnheit war. Dieser mochte dann im Zustand der Trunkenheit bei hochflammendem, rauchendem Lampenlicht auf dem Sofa eingeschlafen sein. Sicher hatte er's nur den Alkoholgeistern zu verdanken, daß er nicht erstickt war in dem engen Schlafraum, den immer noch ein brenzlicher Petroleumgeruch erfüllte, trotzdem jetzt Fenster und Türen offenstanden.

„Teufel, wie konnte denn das passieren? Er hätte ja geradezu erstickt können!“ wandte sich Martin mit gedämpfter Stimme an die alte Köchin. Aber da kam er schlecht an.

„Abah, ich bin doch keine Kindermagd! Dafür dank' ich!“ entgegnete sie scharf.

Frau Klara, die sich noch im Negligé befand, schob ihn brüsk hinaus.

„Fort, fort! Wenn er Sie sieht, läßt er nachher die Wut an Ihnen aus. Das bringt er alles fertig, der wüßte Kerl!“

Noch einen Blick voll Abscheu auf die greuliche Szene werfend, begab sich Martin hinweg. Aber das Erstaunen wollte nicht von ihm weichen. Von dieser Stunde an war Maags Ansehen völlig geschwunden in den Augen seines Sekretärs.

*

Bald schritt Martin hinaus in die frische, belebende Frühlingluft des hellen Vormorgens, durch die grünende Kastanienallee längs des leise rauschenden Laufes der Limmat. Die Allmacht des Lenzes war über die Erde gekommen. In dem anmutigen kleinen Park am Zusammenfluß der Sihl und Limmat erscholl ein tausendstimmiges Jubilieren. Der Duft erwachter Weiden stieg auf von den Rainen, verlangende Kinderhände streckten sich aus.

Beim Wirtshaus zur „Schloßhalde“, einem beliebten Wallfahrtsort für Naturschwärmer, auf dessen ausichtsreicher Terrasse sich bereits ein Häuflein Ausflügler im neuesten Frühlingstaat eingefunden hatte, blieb Martin eine Weile betrachtend stehen. Das Limmattal mit seinem Silbergürtel grüßte herauf im schönsten Brautschmuck; südlicher glänzten die Zinnen und Ruppen der Bauten am Rai. Wie gleißende

Schuppenpanzer sahen die sonnenbeschienenen Dächer aus, die weißen Häuser der schmieg-samen Seebörfer waren gleich einer weitverstreuten Lämmerherde, — der Zug zur Stadt. Da und dort auf kleinen Gipfeln, erhoben sich vor-drängend die modernen Landstige der reichen „Seidenherren“ mit schönen englischen Rasen-plätzen und Bootshäuschen am Ufer. Zuweilen sah und hörte Martin, wehmütig ergriffen, auf die fröhlichen Gruppen der Ausflügler, die — im Gefühl, der winterlichen Tyrannei des Mar-tenspiels, der Ballsofgen entronnen zu sein — ihre Blicke weithin schweifen ließen, wo hinter schneeigen Gipfeln und weißen Frühlingswolken hervor der Wanderdämon lockte und lachte.

„O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue, blaue Fern' hinein — —“

sang ein Mädchenchor in übervoller Abnung des Glücks, das dem Lied entströmte. Eine Wolke rosigter Hoffnung, verbreitete sich der Wohlklang, der freudige Geist des Gesanges über dem blühenden Mädchenfranz.

Blind für seine Pflichten, ließ sich Martin ins Gras nieder. Ein willenloses Lauschen ver-zauberte sein Herz, eine starke Nüchternung fiel über ihn her.

Er hatte als Knabe so lange, so fest an das Wanderglück geglaubt und gerungen mit dieser herauslockenden Macht. Die unbekante Ferne war wie eine Fata Morgana und erglänzte seiner Seele noch in den Farben einer verunkel-ten romantischen Welt. Jetzt war das anders.

„Ausgestoßen bist Du aus dem Paradies der schönen Sehnsucht!“ fuhr es Martin traurig durch den Sinn, während noch ein erinnerungs-reicher Regenbogen aus seiner Kindheit Land im dunkeln Herzen leuchtete. O, wer sich dort hin-überretten könnte auf die grünen Inseln der Unschuld, wo nichts so fest sich fügte in der Seele wie der Glaube, daß hinter den Bergen — und wenn es nur ein Hügel war — die Welt der großen Taten liege!

Längst sah er die goldenen Zinnen nicht mehr, wie sie einst dem Knabenauge geleuchtet hatten. Die Stadt zu seinen Füßen — weiland das Labyrinth der wunderlichsten Träume, war jetzt in einen Kampfplatz der menschlichen Ge-nußsucht verwandelt. Das Gleichniß — o Himmel! war ja so leicht zu erklären.

Gegen den Uto hin erstreckte sich die düstere Fabrikstadt, das Quartier der niederen Lebens-forgen, von wo in Jahren eine kleine, kleine Zahl — einige durch Glückfälle, andere durch Fleiß und Geschicklichkeit, die meisten jedoch durch rast- und rücksichtsloses Streben — nach vorn rückten in das grüne Viertel der Reichen am Seegestade.

„Dort will auch ich eines Tages mein Belt aufschlagen!“ Ein geharnischter Troß stürmte aus seines weichgestimmten Herzens Hinterhalt, die zarten Empfindungen plötzlich nieder-werfend. „Reich muß ich werden!“ war seine Parole. Das ewige Sehnen war ja nur eine Verschwörung unbefriedigter Wünsche! Gelang es ihm, einen der epikureischen Gipfel dort drü-ben zu erstürmen und dauernd Besitz zu ergrei-fen von den Segnungen des Reichthums, so — glaubte er — hatte die liebe Seele Ruh.

Am Mittag, als er, der inneren Stürme müde, zurückkam, traf er Frau Klara an der Schwelle des Zimmers, das sie für ihre Tochter hergerichtet und zum letztenmal prüfend in Augenschein genommen hatte. Sie öffnete die Thür nochmals bei seinem Erscheinen und fragte mit glückstrahlenden Augen: „Ist es nicht ein kleines Paradies?“

In dieser Stunde erschien sie ihm blühend schön wie ein junges Weib in den ersten Liebes-tagen.

„Es ist natürlich ganz verklärt von Mutter-liebe!“ erwiderte er mit Bitterkeit.

Seine Stimme schmerzte Klara. Schnell entschlossen zog sie ihn ins Zimmer.

„Ist es etwa, weil die Emmi kommt, daß Sie sich so verzweifelt dumm aufführen, oder?“

Martin betrachtete die Seidenstickerei auf einem Sofakissen, strich mit der Hand in schmei-chelnder Bewegung darüber hin und sagte skandi rend: „Ich mach' mich — so allmählich — darauf gefaßt, — lang' bin ich wahrscheinlich nicht mehr da.“

Sie fühlte die Verzweiflung und Unduld-samkeit seiner Liebe. Ein Lächeln, halb Nüchternung, halb Zufriedenheit, war ihre eigentliche Ant-wort.

Zulezt fand sie dann aber doch, daß sein Zustand ihr Gefahr bringen könnte. Da lachte sie spöttisch und suchte seinen ausweichenden Blick.

„Wollen Sie vielleicht zur Fremdent Legion?“

Martin war grausam enttäuscht. Er hatte ein beschwichtigendes Umsingen und zärtliche Worte erwartet. In der Absicht, sie zu belei-digen, versetzte er hämisch: „Um das Wohin braucht sich niemand zu kümmern. Ich bin ja hier auch nicht auf Rosen gebettet!“

Es war etwas in ihrem Wesen — nicht nur in der Erscheinung —, was jede Weichheit, jede zarte Stimmung schon im Keime zerstörte, — etwas, das ihn zuzeiten empörte und auf-peitschte. Dann rüttelte er wütend an den Ketten, die sie ihm spielend auferlegt hatte, während sie seinen ohnmächtigen Sklavenzorn mutwillig verspottete.

Frau Klara raffte das duftige Morgen-fleid, setzte sich auf den mit einem schweren Embryateppich bezogenen Divan und betrachtete überlegen lächelnd ihre Füße, die in durchbroche-nen Seidenstrümpfen und Pariser Schuhen mit Silberschnallen steckten.

„Nun gut, versuch's einmal anderswo, ich bin einverstanden!“ sagte sie in tändelnder Ruhe und fügte, als sie sein Erblassen wahrte, noch etwas grausamer hinzu: „Ich fürchte auch, hier wird's zu gefährlich für Dich, und Du bist nicht Manns genug, Dich zu beherrschen.“

„Wenn das Ihr Ernst ist —?“ Martin nahm alle Kraft zusammen, obwohl ihm ein ver-herrender Schreck durch alle Glieder fuhr.

„So ernst wie Dir das Abschiednehmen!“ gab sie schroff zurück mit zusammengezogenen Brauen.

Als sie aber aus seinem Zusammenbrechen sah, wie groß der Schrecken gewesen, den sie ihm eingetaugt hatte, wurde sie gleich milde gestimmt.

„Was soll denn werden, wenn die Eifer-süchtelei jetzt schon anfängt, noch eh' das Kind da ist? Ich leide das nicht.“ Nach einer Weile des Stillschweigens meinte sie mit überzeugender Selbstverständlichkeit: „Ich sehe kein Hindernis, Euch beide nebeneinander zu haben. Eines wie's andere ist mir lieb, aber Du mit Deinem kindi-schen Benehmen wirst noch alles zuschanden machen!“

(Fortsetzung folgt.)



Des Knaben Wunderhorn.

Von Wilhelm Holzamer.

In dieser Zeit der mancherlei Jubiläen von mancherlei Werten, wird es auch 100 Jahre, daß die beiden romantischen Dichter Arnim und Clemens Brentano „Des Knaben Wunderhorn“ erscheinen ließen. In den Jahren 1806 und 1808 ist es in Heidel-berg herausgekommen und weckte neue Klänge und tönte alte wieder, die verloren gegangen waren. Poesie des Volkes. Sein Leben und Erleben — Natur und Herz, Kampf und Arbeit, Hoffnung und Enttäuschung, festes Lachen und Spotten und behaglicher Humor, der Gegensatz des Wirklichen zu dem Erträumten, die Ver-schönerung der Wirklichkeit durch einen träumeri-schen, idealen Sinn, Liebe und Tugend, und

ganz besonders, neben ihrem Glück, den herben Schmerz des Abschieds, der Untrene, des Ver-lassenseins. Das deutsche Mädchen und der deutsche Jüngling. Das deutsche Gemüt und die deutsche Seele: das Volk und das Volks-tümliche.

Der Begriff Volk ist ein rein poetischer. Es geht ihm wie manch anderen, die aus ihrer Ab-straktion nicht heraustreten dürfen, um Wirklich-keit zu werden. Dann geht aller Zauber ver-loren. Goethes Gretchen wird dann einfach eine Sure, über die Pfaffen und Pfäfflinge herfallen. Das Volk aber wird zur Kanaille, der man die Nägel beschneiden muß. Anders freilich in der „Vaterländischen Geschichte“: da wird Volk ein Ideal. Freilich eines, das am schönsten und herrlichsten glänzt, wenn es innig, einig Thron und Szepter dient. In der Poesie aber ist es eine Quelle, die aus tiefen Gründen entspringt, in Waldesheimlichkeit und süßem Dämmer des Tales, in goldenen Frühen und lauten Frischen; labende Ursprünglichkeit, reine, unverfälschte, frei sich gebende Natur. Und so wird sein Lied. Das Lied ist des Volkes Mund. Auf dem Wege von seinem Herzen zu diesem Munde geht alles direkt und unbehindert, unbefangen und un-geniert. In seinem Liebe lebt es, sein Lied ist erfüllt von ihm, in seinem Liebe charakterisiert und dokumentiert es sich, da läßt es seine Pulse schlagen in Glück und Weh, in seinen kleinen Leiden und seinen großen Schmerzen, in seinem momentanen Erleben und seinen Gedanken und Erinnerungen an die Vergangenheit. Alles ist erfüllt von diesem echten Fühlen, das im schlich-ten Kleide allen Ereignissen folgt und auch den kleinsten nicht vorübergeht — und gerade sie mit besonderer Liebe festhält und gewissenhaft kom-mentiert. Das Volkslied hat das Werden des deutschen Volkes begleitet, es war dabei in seinen tiefsten Bedrückungen und Trauern, durch alle Zeitläufte hindurch ist es mit ihm gegangen, es kündigt von den Mäueren der Raubritter und den Fähnlein der Landsknechte, von den Strei-chen der Fahrenden und dem Elend des Krieges, es beklagt den jungen Soldaten, der Heim und Hof verlassen muß, und schildert das Heimweh und die Macht der Heimat auf einsamer Wacht. Es singt vom Kaiser und vom Knechte, von der Treue der Magd, von ihrer Arbeitsamkeit und Keuschheit, von ihrer Reinheit und ihrer Schande, von ihrem leichten Blut und leichten Sinn, und es weiß von den verschiedensten Sitten, im Felde und Lager draußen, bei der Arbeit und in den Stuben daheim, im Dorfe am Brunnen und nächstens am Fensterlein und in der verschwiegenen Kammer. Es ist ein Bote der Liebe und ihr verschwiegenes Flämmchen, und ist ihre verräterische Fackel und ist ihre leuchtende Kraft — und ist die Stärke natürlicher Zu-stinft. Der Refrain des „Nibelungenliedes“ klingt in ihnen wieder: Die Liebe belohnt nur mit Leide. Das Volkslied ist mächtig in kleinen Tragödien und Komödien des privaten Lebens, und ist mächtig in den großen Ereignissen der schweren Zeit.

Und so kam „Des Knaben Wunderhorn“ — ein Ruf zum Volke, da man das Volk nötig hatte in schwerer Zeit. Guido Görres sagt davon: „Das Wunderhorn hat gewiß nicht wenig zur Weckung des deutschen Bewußtseins beigetragen, es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtnis ge-rufen.“ Die Sammlung hatte so einen politi-schen Sinn. Unmittelbar durch sich selbst — so wie es hier Görres betont, mittelbar dann aber wieder durch ihren Einfluß auf die Dichter. Görres fährt fort: „Wie viele Dichter haben nicht aus diesem Brunnen geschöpft, in wie viele Dichtungen hat sich nicht, was Brentano und Arnim gesammelt, wieder als Samen Korn zer-streut; wie viele Komponisten haben beim Schall jenes Wunderhornes nicht zu singen angefangen! Bieder, die seit Jahrhunderten vergessen und

verschollen waren, sind auf diese Weise wieder, was sie ursprünglich waren, Volkslieder geworden und im Munde aller erklingen."

Unser deutscher Volksliederschatz ist sehr alt. Die Minnesänger hatten aus seinen Quellen geschöpft. Die Meisterlieder hatten es durch ihre künstlichen Formungen und „Tabulaturen“ mehr verdrängt als gefördert.

Die natürlichste Form des Volksliedes ist das Tanzlied. Es wurde zum Tanze gesungen und zum Tanzen erfunden. Wohl auch erst beim Tanzen selbst des öfteren. Da setzte sich denn auch in seinem freieren Rhythmus und Refrain von Mund zu Mund fort und verlängerte sich dann erst nach und nach. Die Schnadahlipferl, die heute noch im Munde des Volkes entstehen, können uns darüber wohl den besten Aufschluß geben.

Die Aufmerksamkeit wurde im achtzehnten Jahrhundert erst durch Herder wieder auf das Volkslied gelenkt. Und zwar war Herder durch seine englische Sammlung auf seinen Weg gewiesen worden: Percys „Reliques of ancient English poetry“ (1765). Nun muß man freilich unterscheiden zwischen dem volkstümlichen Liede und dem eigentlichen Volksliede. Das volkstümliche Lied ist ursprünglich ein Kunstlied. Das heißt es ist von einem Dichter gedichtet. Das eigentliche Volkslied ist ganz und gar aus dem Volke hervorgegangen. Es macht sich am besten klar in einem Bilde: ein fahrender Gesell pflichtet sich ein Blümlein für seinen Hut — und im Wandern begegnet er einem zweiten, dem läßt er seinen Schmel beim Abschied. Und der pflichtet sich ein neues Blümlein am Grabesrand hinzu. Nun begegnet ihm ein dritter, dem schenkt er die beiden. Und der pflichtet sich ein weiteres Blümlein oder auch zwei im Walde dazu und schenkt schließlich einem vierten. So wird es ein Sträußlein — und das wird beim Einzug ins Städtlein einem lieben Mägdelein an den Busen gesteckt. Das Lied ist fertig. Das ist das Volkslied. Natürlich hat es seinen Dichter, und kann auch einen einzigen haben, aber niemand nennt den! Er ist vergessen und sein Lied lebt. Es ist Eigentum und Schöpfung des Volkes geworden. Die Kirche, die nichts unbenuzt gelassen, hat sich kein ein paar Kirchenlieder daraus gemacht, aus Liedanfängen und Melodien, zu einer geschickten Propaganda und ehrfürchtigen Erbauung. Das englische Volkslied mag im wesentlichen aus dem Volke selbst hervorgegangen sein — in Schotten, Iren und Walisern, den alten Keltenstämmen, lebt der Skaldengeist, lebt eine schaffende Dichterkraft, eine Liederlust und ein Sangesbedürfnis weiter — die eigentlichen Engländer singen natürlich nicht —, daß wir für die meisten Lieder und Balladen, die uns reichlich daher gekommen, das Volk selbst als Ursprung annehmen dürfen. Manches Lied aber mag auch seinen Dichter überlebt haben und Volkslied geworden sein. Herder und Bürger sind die beiden ersten Förderer des Volksliedes in Deutschland. Bürger schrieb seinen „Herzenserguß über Volkspoese“, Herder seine „Volkslieder“ (1778—1779) und warb für die Kunst und Günst des Volksliedes in seinen „Fragmenten“ und in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“. Gegner dieser Bestrebungen war der als Kritiker berühmte Buchhändler Nicolai. Er gab gegen Bürger im Jahre 1777 (bis 1778) eine Volksliedersammlung heraus, die erste deutsche: „Ein feiner Kleyner Almanach Vol schönerr echter liblicher Volkslieder“. Die Liebe zum Volksliede sollte durch sie lächerlich gemacht werden, Herder nannte die Sammlung „eine Schüssel voll Schlamm“ — aber man muß anerkennen, daß eine nicht üble Vorarbeit geliefert und manches schöne Lied aus der Verborgenheit hervorgezogen war. Herder hatte Goethe in Straßburg kennen gelernt und ihn zum Sammeln von elsässischen Volks-

liedern angeregt. Und die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Goethe sammelte — und er dichtete in dieser Zeit seiner Liebe zu Friederike Brion das „Geißerölein“ im Volkston, das ja nun Volkslied geworden ist. „Sah ein Knab' ein Möslein steh'n.“ Und auch fernerhin blieb der Meister unserer Lyrik dem wunderbaren Quell nah und schöpfte gelegentlich aus ihm. So war es natürlich, und wir müßten es heute bedauern, wenn es nicht geschehen wäre, daß Goethe die Sammlung gewidmet war, in der „Des Knaben Wunderhorn“ erklang! Wer wußte besser den Knaben, sein Horn und seine Wunder zu würdigen? In der „Jenaeer Literaturzeitung“ schrieb er sogleich seine berühmte Kritik der Sammlung — aus den Erfahrungen seines Werdens heraus, aus seinen Forderungen einer „Weltliteratur“, aus seinen Erkenntnissen von der Wirkung des Volksliedes auf die lyrische Kunst. „Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.“

Brentano und Arnim waren ziemlich wahllos verfahren. Sie hatten sogar Texte verändert. Literaturprofessoren haben ihnen das mit deutscher Gründlichkeit wieder und wieder aufgemischt. Die Sammlung hat dennoch, so wie sie war, ihre Wirkung getan. Es ist von einem gewissen Reize, daß die Lieder nicht in Gruppen zusammengestellt und voneinander getrennt sind. Man geht durch sie hindurch wie durchs freie, buntbepflanzte Feld, man geht auf dem abwechslungsreichen und unterhaltenden Bickzack eines Feldweges und pflichtet sich Salwe und Gräser, Blumen und Zweige, Distel und Dorn frohgemut im Schreiten. Und diese Wirkung hat die Jahre all nicht nachgelassen. Die Romantiker taten so, Wilhelm Müller sang so im freien Gesilde am plaudernden Bach und unterhielt sich mit der schönen Müllerin, Eichendorff besang den deutschen Wald, Hoffmann von Fallersleben setzte die Studien des Volksliedes fort und profitierte als Dichter dabei — er hat wohl die beste Kritik des „Wunderhorns“ geschrieben —, Uhland ließ seine „alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder“ folgen, die ganze „schwäbische Dichterschule“ war den alten Schätzen hold und wußte ihre Werke zu würdigen und — zu verwerten; Simrock kam nach, alles Männer weniger des Ratheders als der lebendigen Kunst, und bis in die neueste Zeit hat die Anregung angehalten, bis Ludwig Jakobowski seine „Lieder fürs Volk“ herausgab. Einer ist aber ganz besonders zu erwähnen, der mit seinem Sinn und klugem Verständnis auf „Des Knaben Wunderhorn“ gelauscht und seine Weisen studiert hat: Heinrich Heine. Keiner von allen deutschen Dichtern ist so tief zu den geheimen Gründen und Quellgebieten des deutschen Volksliedes hinabgestiegen wie er, keiner hat sich so ganz ihrem Zauber und ihrer Quellkraft hingegeben, um seine Weise und Art von ihnen modeln zu lassen. Hierher hat er seine schlichten Worte und einfachen Reime, seinen klaren Wohlklang und seine wohlklingende Klarheit, und hierher hat er diesen zarten Duft und den duftigen Glanz, der seinem Liede ein so eigenartiges Gepräge gibt. „Ich weiß nicht was soll es bedeuten . . .“ Und „Leise zieht durch mein Gemüt“ — nein, man darf die Reihe gar nicht beginnen, man wüßte nicht, sie zu enden. Gleich Goethe hat auch dieser gelehrigste Schüler und Meister des Volksliedes eine eingehende Rezension in der „Romantischen Schule“ geschrieben. „Dieses Buch kann ich nicht

genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dies Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihm wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Warte Schildwache stand, fern den Kuhreigen hörte, die Pike von sich warf, über den Rhein schwannte, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde.“ Heine zitiert dann das Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz“. Und er fährt dann fort: „In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Horn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der echt deutsche Wein und die echt deutsche Träne. Letztere ist manchmal noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl ist der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt!“ Heine zitiert dann das Gedicht „Der arme Schwartenhals“. Später macht er noch einmal die Bemerkung: „Über Mondschein, Mondschein die Hülle und Fülle und die ganze Seele überglückend, strahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen tu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht
Und an dich denkt:
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt. —

So viele sich nun im Buche darbieten, bekannte und unbekante — ich wüßte kaum ein schöneres und lieberes Gedicht zu zitieren als dieses, und ich habe deshalb mit Heinrich Heine zitiert, der gut wußte, was hier sein ist. Ich kann nur raten: hier ist eine kostbare Perleschnur, hängt sie euch um! In jede Perle ist ein klein Wunderspieglein eingelassen, darin beschaut ihr euch in aller lieben Art und Unart — und es ist so köstlich, in Art und Unart, denn es ist immer so köstlich, selber wahr und wahrhaftig zu sein.

Und wenn ihr dann in die Spieglein hineinblickt — und wenn die Bilder drin lebendig werden — und wenn es nun um euch erklingt und wiederklingt, wie in einem ganzen Wald von Liedern — wo die Vögelin auf den grünen Zweigen sitzen — weiße und rote und graue und bunte — und alle goldene Schnäbelein haben — und das Himmelblau durch die Zweige auf euch niederlacht und der silberne Bach es in seinen Wellen auffängt — dann fragt nicht, woher der Gesang ertönt — er tönt aus eurer Brust — und fragt nicht, „wer hat das schöne Liedel erdacht“:

„Es haben's drei Gans' übers Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße . . .“



Feierstunde. Nach dem Gemälde von Rudolf Epp.

Hans, der Blinde.

Eine heitere Erzählung von E. Preczang.

(Fortsetzung.)

Mitten in seinen Feldern stand Hans. Da dehnten sich nach allen Seiten frischgepflanzte Schollen in sauber geegten Gewierden, durchzogen von einigen grünen Streifen; der zollhohen Winterfaat, auf der die Frühlingssonne in schimmernden Lichtern spielte, wenn ein leiser Windhauch die kleinen Gälmdchen bewegte.

Wer wollte sie zählen, diese Gälmdchen alle, die da so jugendfrisch aus dem Ader guckten? Niemand konnte es. Er aber hatte jedes Korn in der Hand gehabt, jedes, und hatte es ausgestreut in die Furchen. Wie viele Male mußte er zugreifen, die ganzen langen Strecken zu bestellen?

Und dort, wo er die Furchen in einem langsamen, bedächtigen Schritt hinter dem Pfluge entlang gegangen, wo er schnurgerade Linien, eine neben der anderen, mit dem Eisen gezogen, — wieviel Tage der Arbeit bargen sie in sich?

Er hatte sie nicht gezählt. Aber es waren viele, viele Tage, die ihn abends knochenmüde aufs Lager warfen, um ihn beim ersten Morgenstrahl von neuem zu rufen. Ja, diese vier letzten Jahre waren eine einzige Arbeit, waren ein mächtiges Anspannen aller Kräfte gewesen. Notwendigkeit und Ehrgeiz hatten ihn getrieben und junge Lust an neuer Arbeit. Hier wollte, hier durfte er nicht unterliegen. Diese Prüfung mußte bestanden werden, wollte er nicht überhaupt an sich verzweifeln. Und er hatte sie bestanden. Glänzend bestanden als ein tüchtiger Kerl, der doch mehr konnte, als faul die Fliegen am Tintenfaß zu zählen — wie ehemals. Aber diese Anstrengung hatte nicht nur die Kraft seiner Muskeln, sie hatte auch die Kraft der Gedanken verzehrt und in sich aufgesogen. All sein Sinnen war auf den einen Punkt gerichtet gewesen — und es mußte erst ein neuer Anstoß kommen, ehe das Sinnen sich ein anderes Ziel gab und allmählich die inzwischen verwandelte Welt begriff. Das innere Auge hatte eine Wendung gemacht und entdeckte jäh etwas Neues und Schönes, an dem es bisher vorbeigeblickt. Nun sollte es zu spät sein?

Wenn es wirklich zu spät war, lohnte es sich dann noch, die alte, strenge Tätigkeit fortzusetzen? Mußte er sie nicht lassen, diese Halme und Furchen, die ihn um sein Glück gebracht.

Er beugte sich nieder und strich mit der Hand über die zartgrüne Saat. Nein, er konnte sie nicht lassen, die eigene Arbeit. Ein gutes Stück seines Lebens barg der Aker. Und, wenn er sich's offen gestehen wollte: glücklich hatte ihn auch die Arbeit gemacht. Sie hatte ihn ernährt und sein Leben von neuem aufgerichtet. Ein leiser Stolz zog durch seine Seele. Und ein stilles Gelöbniß: weiter zu wirken hier auf diesem Aker — was auch im übrigen kommen möge. Hinten, an der Grenze seines kleinen Besitzes, lag noch ein steiniges Stück brach. Es freute ihn: dort war das rechte Schaffen für die nächsten Tage! Dort, im harten Boden, mußten alle Sehnen sich spannen, und der Rücken durfte nicht müde werden, sich zu bücken nach den Steinen. Langsam schritt er darauf zu.

Ringsum war es still. Die Stille des Frühlings am Sonntagnachmittage. Ein heimliches Werden in der Luft, ein stilles Geschehen. Nur oben, ganz oben in unsichtbarer Höhe zwitscherte etwas ganz fein, — so fein, daß Hans stehen bleiben mußte, um es deutlich zu hören.

„Eine Lerche!“ sagte er. Und mußte gleich darauf an die Lerche im eigenen Hause denken.

Aber ein fester Ruck brachte ihn wieder zu klaren Sinnen.

Mit starken, festen Schritten ging er dahin. —

„Sehr geehrter Herr!

Es war außerordentlich vernünftig von Ihnen, mir die Bestimmung darüber zu überlassen, was nun weiter geschehen solle. Ohne Umstände also: ich bestimme, daß unsere Eheschließung am Himmelfahrtstage dieses Jahres stattfindet. Sie werden so freundlich sein, die notwendigen Formalitäten zu erledigen. Die hierzu von meiner Seite benötigten Legitimationen werde ich Ihnen persönlich am kommenden Sonntage, um vier Uhr nachmittags, auf der Schwanenhöhe einhändigen. Ich bitte um pünktliches Erscheinen.“

Hans warf, ärgerlich lachend, den Brief auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen.

Aus Lisas Augen blickte mühsam bezähmter Uebermut: „Bündig und klar. Was gedenkst Du zu tun, Better?“

„Nichts!“

„Unmöglich! Nachdem Du Dich so — schlau engagiert hast, kannst Du nicht mehr zurück.“

„Entweder ist das ganze ein übler Scherz oder man hat es mit einer völlig spleenigen Donna zu tun.“

„Eher das letztere. Aber hingehen mußt Du!“

„Fällt mir nicht ein! Mag sie auf der Schwanenhöhe ihr Schwanenlied singen.“

„Hans! Das Leben ist oft wunderbar — Du sagst es so häufig. Kann nicht Dein Glück von der Schwanenhöhe kommen?“

„Nein. Es kann von nirgendwo kommen. Ich hab's im Hause gehabt, aber hab's hinausgetrieben.“

„Gerade deshalb mußt Du versuchen, es wieder hereinzuholen.“

„Wilder! Alle Vergleiche hinten. Mein Glück liegt bei Dir, das weißt Du, Lisa.“

„Wenn Du das sagst, siehst Du hübsch aus.“ Sie blickte ihn andächtig an und war versucht, ihm um den Hals zu fallen. Aber sie tat's nicht.

Er erfaßte ihre Hand: „Beantworte mir, bitte, eine Frage, Lisa: Wenn ich vor einem Jahre, vor vier Wochen, vor dieser unseligen Geschichte mit dem Inzerat gekommen wäre und Dich gebeten hätte, meine Frau zu werden, — was würdest Du geantwortet haben?“

„Hm.“ Sie runzelte die Augenbrauen. „Das kann ich unmöglich wissen.“ Und, indem sie ihm ihre Hand entzog: „Aber das weiß ich, Hans, wenn ich Dich jemals geliebt hätte und Du hättest es nicht erkannt, und Du wärst in die Druckerchwärze gegangen, um eine Frau zu suchen — furchtbar würde ich mich rächen! Mit aller Grausamkeit, deren mein harmloses Gemüt fähig ist.“

„Ja.“ Er seufzte. „Und man dürfte es Dir nicht einmal übelnehmen.“ Er nahm noch einen schnellen Anlauf: „Und jetzt, Lisa? Jetzt, wo Du siehst, wie mich die Geschichte mitnimmt —“

„Nachdem Du dreiundzwanzig Andere gehabt hast? — Na, ich danke, Better!“

Er mußte in seinem tiefen Ernste lächeln: „Du übst nur Deinen Wit, Lisa. Wahrhaftig, man könnte Dich für ein recht oberflächliches Geschöpf halten, wenn man Deine übermütige Natur nicht kannte. Aber mich täuschest Du doch nicht, Dein Herz ist so gut und treu wie —“

„Halt! Darauf verlaß Dich nicht! Verlaß Dich auf Deine Gewecktheit!“

„Ach, das ist ein übles Ding. Meine Augen sind nun einmal so beschaffen, daß sie immer nur einen bestimmten Ausschnitt aus dem Leben sehen. Jetzt, und seit Tagen, sehen sie nur Dich;

alles andere verschwindet. Und nur eine Frage beschäftigt mich von morgens bis abends: gibt es denn keinen Weg mehr, das Glück zu gewinnen?“

„Auf der Schwanenhöhe wartet es am nächsten Sonntag mit den Legitimationspapieren!“ Hans kehrte sich verstimmt ab.

Lisa folgte ihm mit den Augen: „Hör mal, Hans, Du dauerst mich.“

„Wirklich?“ Er kehrte sich ihr mit neuer Hoffnung zu.

„Warte. Du bist mit jener einen so gut wie verheiratet. Es ist nicht männlich, von seinem einmal gegebenen Worte zurückzugehen, — auch dann nicht, wenn man die Folgen seines

Verprechens nicht überblicken konnte. Denn das ist, wie Du zugeben wirst, nicht die Schuld des Mädchens, sondern die Deine. Fällst Du mich nun für so schlecht, daß ich dazwischentreten werde? Ich kann Dir nur für einen Fall Hoffnung machen: wenn Du mir das Versprechen der anderen bringst, daß sie freiwillig auf Dich verzichtet!“

Hans atmete schwer: „Das könnte man wenigstens versuchen. Aber — Du bist doch gebunden, sagst Du.“

„Nicht förmlich. Vielleicht läßt es sich so einrichten, daß der Geld meines Herzens als Ersatz die auf der Schwanenhöhe sitzengebliebene Donna kriegt.“

„Dul! Das ist ein famoser Gedanke!“ Hans erwachte zu neuem Mut. Der sank aber gleich wieder unter der Erkenntnis: „Wie leicht Du ihn aufgibst, Lisa.“

„Ich gebe ihn noch keineswegs auf, Hans! Und ich bin überzeugt, daß auch die Jungfrau auf der Schwanenhöhe Dich nicht freigegeben wird.“

„Ich gehe hin!“ Hans richtete sich auf. „Wenn sie ein Herz hat, wird sie verzichten. Ich will's ihr mit so bewegten Worten schildern, daß sie verzichten muß — und wenn es ihr das Herz bricht!“

„Was Du für Unheil unter den Herzen anrichtest, Hans!“ —

In den folgenden Tagen nahm Hans sein Brachland vor. Mit ungeheurem Eifer, mit stählerner Energie ging er daran. Aber — zu voll war das Herz von Empfindungen, zu schwer das Hirn von Gedanken und lustigen Hypothesen. Wie er es am Sonntag anfangen sollte, das Herz der Unbekannten zu rühren, das überlegte er immer und immer wieder.

Infolgedessen übernahm das Pferd die gedankliche Führung des Pfluges. Wo ein großer Stein im Wege lag, machte es einen Bogen, weil es verständig genug war, hier alle Mühe für vergeblich zu halten. Zuweilen wandte es, offenbar verwundert, den Kopf, um seinen Herrn anzuschauen, aber der war auf der Schwanenhöhe und hielt eine glänzende Rede.

So kam es, daß die Nachbarn, die in diesen Tagen am Brachland vorübergingen, erstaunt den Kopf schüttelten. Das war denn wirklich die erste Arbeit des jungen Hils, die nicht ganz korrekt ausgefallen: die Furchen gingen teils im Zickzack, teils in kühnen Bogen. Als einer der Kritiker endlich die Pfeife aus dem Munde kriegte und sagte: „Hi, Naber, Zi maßt da aber 'n dullet Stück.“ da sah Hans nicht sehr erfreut auf die Bescherung. Und entsprechend seiner philosophisch-pessimistischen Stimmung dachte er: „Wie mein Leben. Alles geht schief.“

Das war ja nun nicht ganz zutreffend. Aber wer übertreibt nicht in solchen Augenblicken?

(Schluß folgt.)



Aus:

Des Knaben Wunderhorn.



Lebewohl.

Morgen muß ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen;
O du allerhöchste Zier,
Scheiden das bringt Tränen.
Da ich dich so treu geliebt,
Ueber alle Massen,
Soll ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verlobtes Herz
In die Fremde ziehet.

Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung frisch Leben,
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde schweben?
Hab' ich dir was Leid's getan,
Bitt' dich, woll' s' vergessen,
Denn es geht zu Ende.

Küßet dir ein Lüstelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende;
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Kurze Weile.

So wünsch' ich ihr ein' gute Nacht,
Bei der ich war alleine,
Kein traurig Wort sie zu mir sprach,
Da wir uns sollten scheiden:
„Scheid' nicht mit Leid,
Gott weiß die Zeit,
Die Wiederkehr bringt Freuden.“

Da ich am jüngsten bei ihr war,
Ihr Angesicht wollt' röten;
Das hat die rote Sonn' getan,
Als wir in Scheidensnöten;
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz,
Das bin ich ihnen worden.

Das Mägdelein an der Zinnen stand,
Sah kläglich an zu weinen:
„Bedenk' daran, du junger Knab',
Lass mich nicht lang' allein,
kehr' wieder bald,
Dein' lieb' Gestalt
Löst mich aus schweren Träumen.“

Der Knabe über die Heide ritt,
Sein Rößlein warf er rumme,
„Bedenk' daran, mein feines Lieb,
Dein' Red' werf du nicht umme,
Besichertes Glück
Nimm nie zurück,
Ade, ich fahr' mein' Straßen.“

Der uns das Liedlein neu es sang,
Von neuem hat's gesungen,
Das hat getan ein freier Knab',
Ist ihm gar wohl gelungen;
Er singt uns das,
Dazu noch daß
Hat's Mägdelein überkommen.

Das schwerste Leiden.

Es ist auf Erden kein schwerers Leiden,
Als wenn sich einer auf ein neu's muß kleiden.
Ein neues Paar Schuh,
Ein Wammes dazu,
Ein Rock dabei, hat keine Falten.
Die Hosen sind hinten und vorne zerspalten,
Die Strümpf' hängen wohl über die Schuh',
Gleich wie ich auch tu,
Hab' ich kein anders zu kaufen.

Wenn ich über die Gassen gehe,
Der Wind tut mir von Herzen wehe,
Man siehet mir hinten und vorne ein,
Das stehet nicht fein,
Ein jeder tut meiner lachen,
Einz ist gar eine feine Stadt,
Darin es gar viel Schneider hat,
Hätt' ich Geld, so züge ich hinein
Und kaufet ein.

Also muß ich's lassen bleiben.
Also geschieht den kostfreien Gesellen,
Wenn sie stets bankettieren wollen,
Fressen und saufen wohl bei dem Wein,
Wollen die besten sein,
Für einen jeden tun sie auszahlen.
Dies Liedlein ist den jungen Gesellen gemacht,
Die gern spazieren gehn bei der Nacht,
Wenig erwerben
Und viel verderben.

Das dumme Brüderlein.

Wo soll ich mich hinführen,
Ich dummes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein;
Wie wir ein Wesen haß,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon vertan.

Ich bin zu früh geboren,
Wo heute ich hinkomm',
Mein Glück, das kommt erst morgen,
Hätt' ich den Schatz im Dom,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär' Benedig mein,
So wär' es all verloren,
Es müßt verschlemmet sein.

Was hilft, daß ich mag sparen,
Vielleicht verbr' ich 's gar,
Sollt' mir's ein Dieb ausscharren,
Es reute mich ein Jahr;
Ich weiß, mein Gut vergeht
Mit Schlemmen früh und spät,
Doch der hat einen Sparren,
Dem was zu Herzen geht.

Ich laß die Vögel sorgen
In diesem Winter kalt,
Will uns der Wirt nicht borgen,
Den Rock geb' ich ihm bald,
Sein Wein, der mich erzog,
Hat nur ein hülzern Rock,
Will mich als Faß ihm borgen
In meinem roten Rock.

Ruck an den Schweinebraten,
Dazu die Hühner jung,
Darauf mag haß geraten
Ein frischer kühler Trunk,
Mein Freund, du guter Wein,
Willkommen, du bist mein,
Mir ist ein' Vent' geraten,
Das muß verschlemmet sein.

Drei Würfel, eine Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübsche Fräuleins Karte,
An jeder Seite drei,
Komm her, du schönes Weib,
Mein Herz freut sich im Leib,
Du mußt heut auf mich warten,
Der Wein ist Zeitvertreib.

Dorfsjugend. Die schönsten Tage des Jahres sind gekommen. Dunkler hat sich das Grün des Laubes gefärbt. Kräftiger stehen die Halme. Heißer brennt die Sonne. Mit dem Blühen ist es vorbei; nun zieht das Meisen über die Erde. Für die Kinder ist das die beste Zeit. In den Gräben und hinter den Hecken lassen sie ihre Spiele. Da nehmen Lärm und Lachen während des langen Sommertages kein Ende.

Ein Hundebellen klafft die Landstraße herauf, und ein Mäderquäken singt in holprigem Takt. Und je näher es kommt, desto lauter wird beides. Die Anna ist's mit dem Thras. Der zieht das Wägelchen, mit dem sie Kraut und Butter in die Stadt gefahren. Da schauen die Kleinen. Ihre großen Augen leuchten. Mit lautem Halloh kraucht's hinter den Blüthen hervor, krabbelt's aus den Gräben und Mäulen heraus. Zwei der Kleinsten hebt die Anna selbst in den wackligen Wagen. Und wie sie sich umdreht, — flugs macht ein feder Dreiküschloch den „Hud-auf“.

Nun geht's wie der Wind die Dorfstraße hinunter. Der Thras bellt und legt sich ins Geschirr. Die Kleinen jauchzen. Halb ist's Freude, halb Angst. Die Anna hat ihre Not, das Gefährt zu bremsen. Aber sie lacht über das ganze Gesicht. Ihr ist die Freude an der tollen Fahrt kaum eine geringere, als den drei kleinen Fahrgästen in dem Mumpelkasten. —

Auf dem Waldpfad. Ein Regen war über den Wald gegangen, den wir jetzt im Sonnenschein durchwandern, fernab vom breiten Fahrweg, auf dem ersten schmalen Steige, den wir trafen. Ein Kompas wird uns nachher schon wieder zurückführen. Einstweilen folgen wir langsam einem Schwarzspecht. Etwa fünfzig Schritte vor uns hämmert er an einer Kiefer, fliegt bei unserem Näherkommen ein Stück weiter und wiederholt das Spiel eine geraume Strecke Weges. Am Baumstamm nimmt er, wenn er nicht gerade läuft, stets dieselbe senkrecht aufgerichtete Stellung ein; die kräftigen Schwanzfedern fest nach unten gegen die Rinde gestemmt und die Beine in ihrer Risse gesteckt, so erlangt er den sicheren Sitz, der ihn wie angeklebt erscheinen läßt und ihm gestattet, den dicken spitzen Schnabel in rascher Folge gegen den Baum zu hämmern. Hier und da gelingt es uns, einen Baum zu treffen, den der Schwarzspecht mit der roten Kappe kräftiger bearbeitet hat, die Späne, die um den Grund solcher Stämme herumliegen, lassen sie schon aus einiger Entfernung erkennen. Fast immer ist es ein morscher Stamm, von Insektenlarven mehr oder weniger durchwühlt. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, fällt es dem Schwarzspecht und auch seinen bunten gefärbten kleineren Verwandten gar nicht ein, seinen Schnabel beim Anbohren gesunder Bäume unmißbarweise zu strapazieren. Dagegen bilden die vielen Löcher, die er in zahllosen frischen alten Stämmen auf der Suche nach Insekten anlegt, so manchem kleinen Waldvogel eine willkommene Niststatt.

Wenn wir so einen alten Baumstamm näher betrachten, fällt es uns oft auf, daß er innen vielfach vollkommen hohl und zum Teil mit abgestorbenem Humus angefüllt ist, während die Krone noch grünt und offenbar noch lange Jahre lebensfähig bleibt. Es kann also nicht die innere, die Hauptmasse des Baumes sein, die zwischen Wurzel und Krone seine Lebensäfte transportiert, denn sonst könnte ein hohler Baum nicht leben. Aber auch die Rinde kann es nicht sein, die trocken und hart unter dem Druck unserer Finger lospringt. Also ist die Holzschicht, die auf die Rinde folgt, jener Teil des Stammes, der das „Wasserleitungssystem“ des Baumes in sich trägt. Daher kann man von einem Ast ohne merkbaren Schaden für sein Gedeihen an einer Stelle die Rinde ringförmig herauschneiden oder durch eine kunstgerechte Operation die innere Markschicht des Astes auf eine Strecke entfernen. Dagegen beginnt der Ast jogleich zu welken, wenn unter der Rinde die Holzschicht ringförmig so durchschnitten wird, daß beide Mäuler der durchschnittenen Schicht sich nicht mehr berühren können.

Im Weiterstreiten fällt uns der grüne Anflug auf, der den Fuß aller Kiefern überzieht und nach dem Regen lebhafter geworden ist. Wischen wir mit dem Finger darüber, so färbt er sich mit zartem Staube. Der unscheinbare Anstrich ist eine winzige Grünalge, die sich unter dem Mikroskop aus unzähligen winzigen Kugeln zusammengeleht zeigt und zu den einfachsten Gebilden des Pflanzenreichs zählt. Etwas höher hinauf am Stamme treten grauweiße Gebilde auf, die bald in angepreßten Krusten die Rinde bedecken, bald sich in Form von kleinen, starkverzweigten Stränchen von ihrer Unterlage erheben. Das ist das Heer der Flechten, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der

Pflanzen. Denn die Flechte ist kein einheitlich selbstständiges Lebewesen, sondern ein inniges Gemisch aus farblosen Pilzfäden und grünen Algenkörperchen, die in engster Lebensgemeinschaft (Symbiose) untrennbar auf einander angewiesen sind. Nach außen hin stellen sie in der täuschendsten Weise selbständige Pflanzen dar und das Mikroskop hat den wahren Zusammenhang erst in neuerer Zeit enthüllt.

Haben wir es mit einem alten Stamme zu tun, so finden wir ihn sicher auf der Wetterseite mit grünen Moospolstern überzogen, zwischen denen selbst kleine Pilze ihre Schirme erheben. Nicht selten zeigt der Stamm feltliche Auswüchse von halbkreisförmiger Gestalt und etwa Faustgröße; das sind die Fruchtkörper parasitischer Pilze oder „Schwämme“, deren Fäden den Baum durchziehen und mit der Zeit sein Leben kürzen. Die Unterseite dieser Pilzkörper ist wie von zahllosen Nadelstichen durchbohrt, den Öffnungen ebenso vieler enger Röhrchen, aus denen der Pilz seine mikroskopisch kleinen Sporen streut. Der leiseste Windstoß führt sie durch den Wald. Dem gesunden Stamme können sie nichts anhaben. Aber wehe dem Baume, der aus irgend einem Grunde eine Verletzung besitzt, die der Spore das Festsetzen und Auskeimen gestattet!

Der Förster hat im dichten Holz eine Anzahl Laubbäume fällen lassen. Hell glänzen die frischen Schnittflächen in der grünen Umgebung. Was beim Nähertreten in die Augen fällt, ist die große Menge schaumiger Feuchtigkeit, die manche dieser Schnittflächen bedeckt und die nicht durch den Regen erklärt werden kann. Das „Saftsteigen“ ist die Ursache, das seinerseits zum Teil auf dem sogenannten Wurzeldruck beruht. Wie die feinen Wurzeln, in die die Hauptwurzeln verlaufen, es anstellen, das Nährwasser der Pflanze mit solcher Kraft in die Höhe zu pressen, daß dadurch, wie Versuche gezeigt haben, sogar Quecksilbersäulen zu beträchtlicher Höhe gehoben werden können, darüber weiß man noch nichts Näheres. Diese Saug- und Druckfähigkeit des lebenden Protoplasmas muß noch als gegebene aber nicht erklärte Tatsache hingenommen werden. Dieser Wurzeldruck ist auch die Ursache des Ausfließens von Saft aus angebohrten Birken, Ahornen und anderen Laubhölzern im Frühling. Ungleich großartiger zeigt sich die Erscheinung in den Tropen, wo viele Pflanzen, z. B. Lianen, bekannt sind, die nach dem Durchhauen der Stämme rasch große Mengen einer nicht selten genießbaren Flüssigkeit austreten lassen. Die Mexikaner bereiten auf diese Weise sogar aus dem Saft einer Agave ihre berausende „Pulque“.

Das Abhauen von Laubbäumen hat häufig noch eine andere bemerkenswerte Erscheinung im Gefolge. Aus der Rinde des stehen gebliebenen Stumpfes und aus den kurz unter der Oberfläche verlaufenden Hauptwurzeln spritzen eine Menge grüner Schößlinge auf, gleichsam, als wollten sie Protest einlegen gegen die Tötung ihres Stammvaters. Besonders bei Pappel- und Weidenarten erhebt sich in solchen Fällen ein kleiner Wald von frischem Nachtrieb, die das Leben des Hauptstammes fortsetzen. Diese Triebe sind von Anfang an als sogenannte ruhende oder schlafende Knospen unter der Rinde des Stammes angelegt gewesen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen kommen sie nicht zur Entwicklung. Wenn aber der Sturm oder das Beil den Stamm fällt, dann bringt der plötzlich überschüssig gewordene Saft, den der Wurzeldruck hinaufpreßt, die ruhenden Knospen zur Entfaltung und läßt neues Leben aus den Ruinen spritzen.

Wir sind aus dem Niefenwald in den Mischwald geraten und nun in reinen Buchenbestand übergetreten. Ein ganz verändertes Bild. Statt der rauhen und rissigen Rinde der Kiefern und Eichen die glatte, hellgraue unsres schönsten Waldbaumes. Schlecht haftes Moos und Flechten an diesen glatten Stämmen und erst ältere Veteranen pflegen sich mit einem grünen Moostepich zu behängen, der ihnen wunderbar gut steht. Kein Unterholz hindert den Blick in den Säulenwald hinein. Denn die Buche breitet lichthungrig ihre Blätterdächer so weit aus, schließt sie so dicht aneinander, daß eine eigene zarte Dämmerung unter ihren Kronen herrscht und nicht genug Licht für lebenslustiges Unterholz bleibt. Der Wanderer aber läßt sich wohl sein im Schatten und zieht, halb wie im Traum, seinen Weg dahin. Im Zauberhain des Waldes . . . lk.

Vogelväter. Bei den Vögeln sind fast alle Männchen gute Väter. Ausnahmen kommen allerdings auch vor, so bei den Kolibri, bei Auerhahn, Birkhuhn, Wachtel, Fasan, Truthahn, Ente usw. Immerhin sind sie in der verschwindenden Minderheit. Des Wunderbaren gibt es allerdings hier genug. Warum ist der kleine Rebhahn ein prächtiger, der große Auerhahn ein schlechter und der große Schwan ein guter, der kleine Entenich ein miserabler

Vater? Sächte gehören wohl unzweifelhaft zu den blutigsten Gefellen, welche die Erde trägt, und trotzdem ist nicht nur das Weibchen, sondern auch das Männchen für seine Kleinen so opferwillig, daß ihre Elternliebe gerade dazu benutzt wird, um sie zu fangen. Wie die Raubvögel, so sind auch die Raben ausgezeichnete Eltern, und es zeugt von Unwissenheit, wenn man schlechte Eltern als Rabeneltern bezeichnet. Brehm schreibt: Beide Eltern lieben die Brut außerordentlich und verlassen die einmal ausgeflogenenen Jungen nie. Sie können allerdings verdrängt werden, bleiben aber auch dann immer in der Nähe des Horstes und beweisen durch allerlei klagende Laute und ängstliches Hin- und Herfliegen ihre Sorge um die geliebten Kinder. Wiederholt ist beobachtet worden, daß die alten Raben bei fortwährender Nachstellung ihre Jungen dadurch mit Nahrung versorgt haben, daß sie die Nahrung von oben auf das Nest herabwerfen. Den Preis als guten Vater müßte aber wohl der Dromaens irroratus, eine Art Ema, davon tragen. Denn er beschützt und bewacht nicht nur die Jungen mit Opfermut, sondern er verteidigt sie sogar gegen die eigene Mutter. Bei Dalmatin heißt es: Sobald sie einen Blick auf ihre Nachkommen wirft, wird sie heftig erregt und trotz des Widerstandes des Vaters scheint sie aufs äußerste bemüht zu sein, die Jungen zu vernichten. Aber man darf hierüber nicht so erstaunt sein, da bei zahlreichen Straußarten die Männchen allein brüten. Solche Ausnahmen kommen vor. Gewöhnlich wird ja auch gesagt, daß die Männchen größer seien als die Weibchen, während in Wirklichkeit, z. B. bei manchen Raubvögeln, die Weibchen viel größer als die Männchen sind. Während gewöhnlich diese um die Gunst der Weibchen kämpfen, ist gerade bei manchen Turnirarten das Umgekehrte der Fall. Die gewissenlosesten Eltern gibt es bekanntlich unter den Kundtsarten, die dem Grundsatz mancher Lebewesen zu huldigen scheinen. Anscheinend läßt sich also bei dieser Mannigfaltigkeit der Erscheinungen kein Gesetz erkennen, wonach man sich die Verschiedenheit erklären kann. Und doch dürfte hier derselbe Grund ausschlaggebend sein, der die Tiere veranlaßt, herdenweise oder einzeln zu leben. Darwin sagt mit Recht: Wäre der Mensch ebenso stark wie ein Gorilla, der keinen Feind besitzt, den er nicht überwältigt, so wäre er auch nicht ein Herdentier geworden.

Deshalb leben auch alle Tiere einzeln, die keinen Feind zu fürchten brauchen: also der Löwe, Tiger, Puma, Vär, Gorilla usw. Derselbe Antwort trifft auch bei der Frage zu, weshalb es gute und schlechte Väter gibt. Wo die Mutter — oder bei der Einnart der Vater — in ständiger, ganz allein die Jungen groß zu ziehen, da bekümmert sich der Vater um die Sprößlinge nicht; wo sie es nicht vermag, hilft der Vater ihr. Hieraus ergeben sich folgende Sätze: Da die Jungen der Wärme und Nahrung bedürfen, so ist der Vater am wenigsten bei Säugetieren nötig, wo die Mutter beides geben kann, ohne das Lager zu verlassen. Bei den Vögeln dagegen werden die Nesthocker fast immer gute Väter sein, da ihre Jungen nicht gefaßt werden und längere Zeit brauchen, ehe sie das Nest verlassen können. Die Nestflüchter, die wie Hühner und Enten sofort sich selbst Nahrung suchen, sind dagegen vielfach auch ohne Vater existenzfähig. In heißen Ländern gibt es im allgemeinen mehr Raubtiere, in Polarländern weniger Pflanzenfresser, also mehr Gefahren für junge Vögel, als in gemäßigten Gegenden. Daher erklärt es sich wohl, daß der Strauß im Gegensatz zu anderen Hühnern ein guter Vater ist.

Gewöhnlich sagt man, daß mancher schlechte Vater, z. B. das große, lebhaft gefärbte Auerhahnmännchen, nur das Nest verraten würde. Dieser Grund scheint jedoch nicht stichhaltig zu sein. Erstens gibt es nämlich zahlreiche Männchen, die lebhafter gefärbt sind als das Weibchen, und doch gute Väter sind wie Gimpel, Rotkehlchen, Notschwanz usw. Sodann vermeiden viele Männchen diese Gefahr in der geschicktesten Weise. So heißt es z. B. bei Brehm vom Blauhäher: „Das Männchen hütet sich, während das Weibchen brütet, das Nest zu verraten, ist still und lautlos und macht seine Besuche so heimlich wie möglich.“ Schließlich aber leuchtet es ein, daß bei einer wirklichen Gefahr der Schutz durch das große starke Männchen den etwaigen Nachteil einer Entdeckung mehr als aufwiegen würde. — th. z.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!